

Geschichte des mennonitischen Schulwesens in Bayern

Mennonitenschule Bildhausen¹

Hart wurde Täufern beziehungsweise Mennoniten in der Kurpfalz im 18. Jahrhundert von seiten der weltlichen Obrigkeit und der Kirche zugesetzt. So durften ab 1706 keine weiteren Mennoniten mehr zuziehen. 1726 erlaubte das sogenannte Auslösungsgesetz jedem „Rechtgläubigen“, also den Katholiken und Reformierten, seine an Mennoniten verkauften Grundstücke innerhalb von drei Jahren zum alten Preis zurückzukaufen. Daß Mennoniten inzwischen die Flächen gerodet, entwässert und reichlich gedüngt hatten, blieb unberücksichtigt. Drei Jahre später verdoppelte man das Kopfgeld (eine Steuer) auf 12 Gulden und duldete auf dem Staatsgebiet nur noch 200 Täuferfamilien; man zählte 1744 allerdings schon 244 Mennonitenhäuser „mit 1370 Köpfen“. So wurden viele, und vor allem die Jungen, zur Auswanderung gezwungen.

In derselben Zeit waren viele deutsche Territorien bestrebt, durch vermehrte landwirtschaftliche Erzeugnisse ihre Bevölkerung selber zu ernähren. Darum fanden die „Landlosen“ um 1770 eine neue Heimat in der Ferne ebenso wie in der Nähe. Während sie Kaiser Joseph II. nach Galizien holte, siedelte sie Johann Wolfgang von Goethe als „sächsischer“ Minister an den Hängen der Hohen Rhön und des rauhen Thüringer Waldes an. Das Bistum Würzburg bot ihnen säkularisierte Klostergüter an, darunter Maria Bildhausen in Unterfranken.

Gerade um diesen Mittelpunkt scharten sich viele Mennonitenhöfe, was schließlich zur Gemeindebildung führte. Ihre Kinder mußten meist katholische Schulen besuchen und wurden als „Ketzer“ verschrien oder als „Heidenkinder“ bemitleidet, da sie noch nicht getauft waren. Meist schlechte Schulwege und oft auch dürftiger Unterricht, von fehelernder Glaubensunterweisung täuferischer Prägung einmal abgesehen, veranlaßten eine besorgte Großmutter, hier Abhilfe zu schaffen.

Es handelte sich um Barbara Muselmann. Ihr Mann hatte 1818 die Hälfte des Klosterhofes Bildhausen für 85.000 Gulden erworben. Ihre Söhne und Töchter betrieben in der näheren und fernen Umgebung weitere Höfe, die bald zu den Musterbetrieben im Grabfeldgau zählten. Witwe geworden, verscrieb sich Barbara Muselmann ganz dem Gedanken, eine Schule für ihre

neun Enkelkinder und die Kinder anderer Mennonitensiedler sowie der Protestanten auf dem Klostergebiet zu gründen. Sie übergab den Hof ihrem Sohn Heinrich und kaufte 1840 das jetzige Gasthaus im Kloster Bildhausen. Eine Inschriftentafel, auf der Hofseite über der Haustür angebracht, bestätigt es. Im Wirtssaal sollte die Schule untergebracht werden.

Schon 1839 hatte Frau Muselmann die Regierung von Unterfranken in Würzburg gebeten, eine Mennonitenschule in Bildhausen gründen zu dürfen. Sie tat es in bewegenden Worten: Der bisherige Schulweg sei zu weit und vor allem bei schlechtem Wetter fast unpassierbar, auch lernten die Kinder nicht genug, weil die Klassen zu groß seien, und in der eigenen Religion fänden sie überhaupt keine Förderung. Frau Muselmann wolle nicht nur den Schulraum stellen und ausstatten, sondern auch einen mennonitischen Lehrer dafür finden und ihn selber bezahlen, nämlich Christian Staufer vom Branchweilerhof in der Pfalz. 1840 wiederholte sie die Bitte. Sie könne die Schule leicht finanzieren, denn sie besitze selber ein großes Gut und ihre verheirateten Kinder hätten in der Umgebung ebenfalls stattliche Höfe.

Die Regierung von Unterfranken lehnte jedoch den Lehrer ab. Er könne in Bayern nicht unterrichten, er wäre der erste Mennonit an hiesigen Schulen und habe zudem nur badische Ausbildung genossen. Also unterzog sich Christian Staufer einer von der königlichen Regierung eigens für ihn anberaumten Prüfung in Würzburg. Er bestand sie mit „sehr gut bis gut“. Sein Prüfungsaufsatz mit dem selbstgewählten Thema „Warum die Mennoniten von Bildhausen eine eigene Schule wünschen“ endete mit dem Gelöbnis: „Ich will die Kinder in allen vorgeschriebenen Lebensgegenständen unterrichten und sowohl die formellen als materiellen Stücke suchen zu erreichen, damit sie kennen und lieben: Gott, König und Vaterland.“ Nur im Fach „Musik“ entsprach der Prüfling ganz und gar nicht den bayerischen Vorstellungen: „Vom Gesang scheint er keinen Begriff zu haben.“

Noch konnte Frau Barbara nicht triumphieren. Das Bistum Würzburg bestand nämlich darauf, daß der Lokalschulinspektor, der katholische Pfarrer Benkert aus Strahlungen, die Schule wöchentlich einmal zu inspizieren habe. Dazu müsse sie ein Fuhrwerk stellen, kostenlos natürlich, und trotzdem das Schulgeld von einem Gulden pro Schüler an die katholische Schule in Großwenkheim abführen, um diese in ihrem Bestand nicht zu gefährden. Auch noch dieses Opfer wollten die Mennoniten bringen.

1841 endlich wurde Christian Staufer als Lehrer an der ersten Mennonitenschule in Bayern, in Bildhausen, angestellt, und der Schulbetrieb konnte beginnen. Ungefähr zwanzig Schülerinnen und Schüler, zum Teil aus der Nähe von Coburg und Schweinfurt, von Roßrieth und Irmelshausen, von den süd-

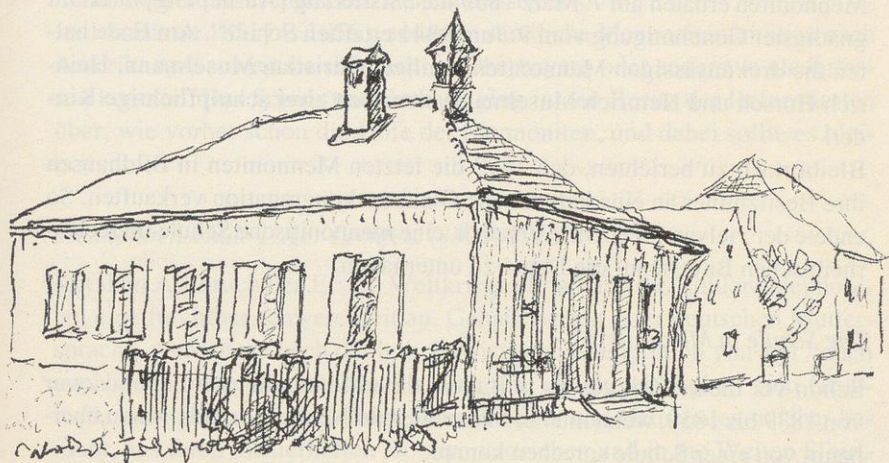
lichen Ausläufern der Hohen Rhön und des Thüringer Waldes, kamen zusammen und wurden in Bildhausen und auf nahegelegenen Höfen untergebracht. Und sie lernten mit Begeisterung und erwarben sich zum Teil ausgezeichnete Kenntnisse und Fertigkeiten. Das im Würzburger Staatsarchiv erhaltene *Censusbuch für die Mennonitenschule in Bildhausen 1841* weist es aus. Sogar der katholische Pfarrer und Schulaufsichtsbeamte und der Kreisschulinspektor mußten es neidlos anerkennen.

Wahrscheinlich kam ihnen bei einer solchen Gelegenheit ein von Staufer benutztes Unterrichtsbuch in Religionslehre zu Gesicht. Sie glaubten, darin „Verleumdungen gegen die katholische Kirche in Betreff des Ablasses“ herauslesen zu müssen, und beschwerten sich beim Bischof, er solle diese „im Ausland angekaufte Biblische Geschichte“ verbieten. Erst als Staufer nachwies, daß dieses Buch in der Pfalz als Unterrichtsbuch zugelassen und in Gebrauch war, und die Bildhäuser Mennoniten versprachen, seinen Inhalt nicht den ortsansässigen Katholiken bekannt zu machen und zu verbreiten, wurde es einzig für die Mennonitenschule freigegeben.

Es verstrich nur wenig Zeit, bis die Katholiken einen weiteren Streit vom Zaune brachen. Die Schule florierte nämlich und zog immer mehr Schüler an. Die einmalige Gelegenheit, Mennonitenkinder von einem mennonitischen Lehrer unterrichtet zu wissen, wurde gern genutzt. Zudem wuchs die Mennonitengemeinde in Bildhausen zusehends. Das verdroß die Staatskirche. Sie beklagte sich bei der Regierung über „die willkürliche Erweiterung“ der Schule zu einem „Erziehungsinstitut für Mennoniten“.

1845 war wieder einmal von der Lokalinspektion eine Visitation mit gleichzeitiger Prüfung angesagt. Aber Christian Staufer wartete sie nicht ab. Er wanderte vorher nach Amerika aus, ohne die Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde einzuholen. Hatte er die andauernden Nadelstiche satt, die Steine, die man ihm bei seiner Arbeit in Bayern in den Weg legte?

Er hatte nichts Schriftliches hinterlassen, jedoch beim Schulamt blieb ein bitterer Geschmack. Es bestand darauf, sofort einen qualifizierten Nachfolger vorzuschlagen. Die Mennoniten glaubten, in Jakob Ellenberger von Friedelsheim in der Pfalz den rechten Mann gefunden zu haben. Der aber lehnte ab, aus welchen Gründen auch immer. So mußten die Bildhäuser auf einen evangelischen Lehrer zurückgreifen. Ihre Wahl fiel auf Karl Friedrich Pohl aus Bundorf bei Bad Königshofen. Obwohl ihn die mennonitischen Hofbesitzer — nach einer Verlautbarung der Regierung — wie einen Viehhirten entlohnen wollten, kam der Vertrag dennoch zustande. Allerdings nur kurzfristig. 1854 löste ihn ein weiterer evangelischer Lehrer namens Andreas Hub ab, weil sich wieder kein Mennonit für dieses Amt fand. Die



Ehemaliges Schul- und Gebetshaus der Mennoniten in Maxweiler
Zeichnung von Ernst Dettweiler

Eltern der Schüler litten am meisten unter diesem Zustand, weil sie nun selbst den Religionsunterricht ihrer Kinder überwachen oder gar halten mußten.

Mit den Jahren nahm die Schülerzahl erheblich ab. Viele der Hofleute ließen sich verleiten, den Weg in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die Vereinigten Staaten von Amerika, zu beschreiten. Auch fanden mit den protestantischen Lehrern mehr und mehr Evangelische Zutritt zu den Klassen,

sogar Dienstboten im schulpflichtigen Alter, da die Mennonitenschule auch die sogenannte Sonntagsschule, die heutige Berufsschule, umfaßte.

Die goldenen Zeiten waren vorbei. Die große Mäzenin, Barbara Muselmann, starb 1852, und ihr Sohn Heinrich geriet in finanzielle Nöte. Damit war der Schule die wirtschaftliche Grundlage entzogen, und die Bildhäuser Mennoniten erbaten am 7. März 1859 die „Sistierung [Aufhebung] ihrer mit gnädigster Genehmigung vom 9. Juni 1841 erteilten Schule“. Am Ende hatten die drei ansässigen Mennonitenfamilien, Christian Muselmann, Heinrich Horsch und Heinrich Muselmann, nur noch zwei schulpflichtige Kinder.

Bleibt noch zu berichten, daß 1897 die letzten Mennoniten in Bildhausen ihre Besitztümer an eine katholische Glaubenskongregation verkauften. So endete der vielversprechende Versuch, eine mennonitische Schule im rechtsrheinischen Bayern auf die Dauer zu unterhalten.

Die Schule in Maxweiler²

Schon vor dieser Zeit gab es in Bayern eine Mennonitenschule, und zwar von 1839 bis 1859, wenn man in Maxweiler bei Neuburg an der Donau überhaupt von einer Schule sprechen konnte.

Im Jahre 1802 ermutigte Kurfürst Maximilian Joseph IV. von Bayern, der spätere König Max I., Mennoniten seiner Heimat Pfalz, im rechtsrheinischen Bayern zu siedeln und landwirtschaftlich ungenutzte öde Landstriche urbar zu machen. Auf seinen Ruf hin verließen acht Familien ihre Heimat am linken Rheinufer und ließen sich am Rande des Donaumooses bei Neuburg nieder. Sie wurden vorerst in Nebengebäuden des Schlosses Grünau auf Staatskosten untergebracht und bekamen je zehn Hektar ödes Waldgelände angewiesen. Sie rodeten das Land und errichteten ein neues Dorf, das sie schließlich Maxweiler nennen durften.

Diese Kolonisten baten schon 1807 um einen Lehrer für ihre Kinder. Bisher hatte sie Hausvater Schmid schlecht und recht unterrichtet, und er sollte es noch weiterhin tun müssen, weil dem Staat die Schülerzahl zu gering erschien. Auch der Wunsch nach einem eigenen Schul- und Bethaus blieb den Mennoniten versagt. Die Siedler selbst waren nicht in der Lage, ihre Pläne aus eigener Tasche zu finanzieren. Sie begannen aber, da die Behörden sich ungebührlich lang Zeit ließen, 1832 auf eigene Faust mit dem Bau eines kleinen Gemeindezentrums; denn ihre Zahl war inzwischen auf 89 Mennoniten angewachsen, und ebenso viele Reformierte und Lutheraner waren noch zugezogen.

Die Gemeinde hatte nun zwar ein Schulhaus, aber noch lange keinen Lehrer. Nach Schmid nahm sich der aufs Altenteil gesetzte „alt Dester“ der Kleinen an. Er unterwies sie wahrscheinlich mehr im Glauben, als Wissensstoffe zu vermitteln. Vielleicht wurde deshalb in Behördenkreisen von einer „Winkelschule in Maxweiler“ gesprochen. Erst 1850 zog im Dorf ein amtlicher Lehrer protestantischen Bekenntnisses ein.

In den Jahren 1851 bis 1856 wanderten sämtliche Mennonitenfamilien nach Amerika aus, soweit sie sich nicht in Oberbayern oder anderswo niederlassen konnten. Das Schul- und Bethaus ging in den Besitz der Reformierten über, wie vorher schon die Höfe der Mennoniten, und dabei sollte es bleiben.

Mennonitenschule Lager Lechfeld (1921–1926)

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges brach für die Rußlandmennoniten eine furchtbar schwere Zeit an. Gehaßt wegen ihrer deutschen Muttersprache, wurden sie nach der bolschewistischen Revolution von 1917 auch noch wegen ihrer christlichen Haltung und der Zugehörigkeit zum Großbauerntum als Kulaken verfolgt, ihrer Prediger und Gemeindevorsteher beraubt, aus ihren musterhaften Dörfern vertrieben und in die Weiten Sibiriens verschleppt. Jeder, dem es erlaubt war, ergriff daher die Gelegenheit auszuwandern. Kanada erklärte sich bereit, Mennoniten aufzunehmen. Darum kamen sie 1921/22 in Scharen — 21.000 sollen es gewesen sein — erst einmal nach Deutschland, um dem Grauen zu entinnen. Da sich aber wegen der strengen Einwanderungsbestimmungen die Ausreise vieler Betroffener verzögerte, mußten sie wenigstens so lange in Deutschland untergebracht werden, bis Kranke gesund geworden und Nachzügler angekommen waren. Als Bleibe bot sich das Kasernen- und Barackenlager „Lager Lechfeld“ des ehemaligen deutschen Heeres an.

Kaum notdürftig untergebracht, dachten die mennonitischen Hausväter an Schulunterricht für ihre durch Krieg und Revolutionswirren schwer benachteiligten Kinder, schon weil niemand voraussehen konnte, wie lange der Aufenthalt im Lager Lechfeld dauern würde. Noch 1921 unterstützten die bayerischen Behörden den Wunsch der Aussiedler. Bezirksarzt und Bezirksbaumeister der benachbarten Stadt Schwabmünchen (südlich von Augsburg) begutachteten einige Baracken des Militärlagers auf ihre Tauglichkeit als Schulräume. Freilich waren sich alle Beteiligten darüber einig, daß dabei keine strengen Maßstäbe angelegt werden dürften. Wenn aber der Betonboden unter einem Holzfußboden verschwände und die kleinen Fenster nach

unten vergrößert würden, wenn für Nebenräume wie eine Kleiderablage und ein Dienstzimmer für den Hausmeister gesorgt würde, wenn schließlich ausreichend Heizmaterial vorhanden und die Kostenfrage geregelt wäre, stünde der Aufnahme des Unterrichtsbetriebs nichts mehr im Wege.

Am 1. September 1921 gab die Regierung von Schwaben und Neuburg dem „Hilfsverein des Roten Kreuzes in München“ grünes Licht, aber er mußte an die Staatskasse jährlich 2.000 Reichsmark für die Lehrerbesoldung abführen. Benötigte Lehr- und Lernmittel könnten vorerst die Volksschulen Münchens und Augsburgs bereitstellen, ausgediente zwar, doch für den Anfang brauchbar.

Es war an drei Schulklassen gedacht. Sie sollten von katholischen und evangelischen Hilfslehrern geführt werden, weil die mennonitischen Auswanderer nur einen Lehrer, Jacob Ewert, mitgebracht hatten. Die Baracke 95 bot Raum für 5 Schulsäle, einen Turnsaal, Kleiderablagen und eine kleine Hausmeisterwohnung. Die sanitären Anlagen mußten erst in ausreichender Anzahl neu erstellt werden. Da es sich um eine Notmaßnahme handle, könne kein strenger Maßstab angelegt werden, so die Behörden.

Die Schule bekam den Namen „Flüchtlingsschule auf Lager Lechfeld“ und wurde der bayerischen Schulaufsicht unterstellt. Allererstes Anschauungsmaterial (Grundrisse von Schule und Lager; Karten der umliegenden Dörfer) sollte von den Lehrern selbst erstellt werden. Für die Grundschule wurde die evangelische Schulamtsbewerberin, Ilse Hager aus Augsburg, bestimmt und jährlich mit 2.000 Mark entlohnt. Allerdings brach schon im Januar 1922 Flecktyphus aus und zwang dazu, den Unterricht vorübergehend auszusetzen. Bauliche Veränderungen sorgten im Mai für eine unfreiwillige Pause. Die Kinder wurden schließlich vorzeitig in die Großen Ferien geschickt und der Unterricht erst wieder im Herbst aufgenommen.

Im August 1923 verlor die Lagerschule ihren mennonitischen Lehrer. Jacob Ewert, am 13. Oktober 1884 in Welikoknjaschek geboren, besaß zur Zeit seines Auswanderungsgesuchs zwar die preußische Staatsangehörigkeit und war „gut beleumundet“. Aber seine Zukunft sei in Bayern nicht gesichert. Die Schulbehörde gab selber zu, daß sie ihn nach Auflösung der Lagerschule nicht mehr hätte verwenden können, da es in Bayern sonst keine mennonitische Bekenntnisschule gäbe. So wanderte er mit seiner Familie in die USA aus und zog nach Akron in Pennsylvanien.

Zwei Jahre nach der Gründung der Lagerschule drohte ihr bereits die Auflösung. Im Mai 1924 gab es nur noch 9 Mennoniten, 43 Baptisten und 10 Evangelische. Sie hätten in benachbarten Volksschulen untergebracht werden sollen, aber jede Gemeinde sträubte sich mit Händen und Füßen gegen

eine solche Belastung, vor allem gegen den vermehrten Sachaufwand. Den sollte die Deutsche Mennonitenhilfe (das Hilfswerk „Christenpflicht“ in Ingolstadt) übernehmen, der Staat wollte den Lehrer bezahlen.

Da dachten die Mennoniten im Ernst daran, eine Privatschule zu finanzieren, zumal die Behörden der Ansicht waren, daß diese Flüchtlingskinder in den Dorfschulen wie Fremdkörper wirkten. „Die Kinder sind durch den langen Auslandsaufenthalt der heimischen Sitten entwöhnt. Ein dauernder Wechsel des Schülerstandes ist zu befürchten. Konfessionell müßte die Mennonitenkolonie zumindest für den Religionsunterricht aufkommen, denn in der hiesigen Bevölkerung sind sie ein Fremdkörper.“ Diese Rußlandmennoniten „bilden doch eine Sekte, die aklinistisch organisiert ist.“

Von den 139 Schülern wurden die acht Katholiken ausgesondert, und die nun rein evangelisch-mennonitische Schule bekam den neuen Namen „Private christliche Bekenntnis-Sonderschule Lager Lechfeld“. Die Regierung stellte eine geeignete Lehrkraft ab und wies den verantwortlichen Schulrat an, die Mennonitenschule jährlich mindestens einmal „einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen“. Der evangelisch-lutherische Lehrer Emil Krauß unterrichtete dort ab Oktober 1924.

Seine erste Amtshandlung war eine Beschwerde. Die Räume seien mangelhaft beheizt. Bei fünfeinhalb Grad des Morgens könne man nicht unterrichten. Der mennonitische Lagerinspektor Hege wolle aber erst im November mit dem Heizen beginnen, da es an Kohlen mangle. Der kontrollierende Schulrat hatte allerdings den Eindruck, der junge Lehrer übertreibe, denn die Mennoniten unternähmen alles, um auftretende Mängel zu beheben. Man könne nicht die strengen Maßstäbe einer öffentlich-rechtlichen Schule anlegen.

Mitte des Jahres 1925 begann die Abwanderung vieler Familien, so daß im Januar 1926 erstmals an die Auflösung der Mennonitenschule gedacht wurde. Der verantwortliche Leiter des Unternehmens, Ökonomierat Philipp Lichti vom Herrlehof, teilte dies der Regierung von Schwaben mit, und für die Mennonitenhilfe im Lager Lechfeld zeigte ein Herr Strohm an, ab März 1926 nicht mehr für den Unterhalt der Schule und die teilweise Bezahlung des Lehrers verantwortlich zu sein.

Inzwischen war Hilfslehrer Matthias Stieber von Augsburg an die Schule versetzt worden. Er mußte bis Oktober die verbliebenen 50 Schüler unterrichten, da es unmöglich war, sie auf umliegende Schulen zu verteilen. Trotz der katastrophalen wirtschaftlichen Lage im allgemeinen und im Lager Lechfeld im besonderen versorgten die drei Organisationen, das mennonitische Hilfswerk „Christenpflicht“, die „Deutsche Mennonitenhilfe“ und der „Bund

Deutscher Baptisten“ die Lagerschule und die Auswanderer mit dem Nötigsten. „Sie haben nicht nur den Flüchtlingen geholfen, sondern auch dem Reich und den Ländern während des Bestehens des Lagers enorme Kosten abgenommen. Sie können aber nunmehr in keiner Weise weitere Verpflichtungen übernehmen.“ So der Ökonomierat Ulrich Hege von Markt, damals Prediger und Ältester der Mennonitengemeinde Augsburg.

Am 1. Oktober 1926 wurde die Schule im Lager Lechfeld aufgelöst. Johann Krause, der einzige verbliebene Mennonit, bedauerte das sehr. Eine schwere Zeit käme auf die letzten Lagerinsassen zu. Philipp Lichti vom Herrlehof schoß zu den Beheizungskosten noch einmal 100 Mark zu, da die Abwanderung nach Kanada nicht zügig vonstatten ging. Doch der Regierungsbeschluß wurde aufrecht erhalten.

Weil eine Grippewelle den Schulbesuch in den umliegenden Dörfern stark schmelzen ließ und die Lagerschule die nicht mehr benötigten Bänke kostenlos den Nachbarschulen überließ, konnten diese die verbliebenen 19 Schüler gastweise aufnehmen.

So endete auch der dritte Versuch der Mennoniten, in Bayern eine Konfessionsschule zu unterhalten, ziemlich kläglich. Erst im letzten Kapitel deutet sich eine Trendwende an, sowohl bei der Landeskirche als auch bei der Regierung, was die Verwendung von Mennoniten als Volksschullehrer betrifft.

Mennonitische Lehrer in Bayern (eine autobiographische Skizze)

Einen vierten Anlauf, diesmal als Mennonit Volksschullehrer in Bayern zu werden, unternahm 1932, rund hundert Jahre später, Ernst Dettweiler, geboren 1911 in Kreuth bei Neuburg/Donau, jetzt Ältester der Mennonitengemeinde Augsburg.

Nachdem Dettweiler 1930 die Reifeprüfung an der Oberrealschule in Ingolstadt abgelegt hatte, entschloß er sich zum Lehrerberuf. Zuvor aber fragte er bei seinem Religionslehrer, dem lutherischen Kirchenrat Ringler, an, ob er von der Landeskirche für die evangelischen Bekenntnisschulen übernommen werden könne. Für Ringler, der die Mennoniten seiner Heimatstadt kennen und schätzen gelernt hatte, gab es daran keinen Zweifel, und so begab sich Dettweiler an die Lehrerbildungsanstalt in Pasing bei München. Lassen wir ihn mit eigenen Worten weitererzählen:

Nach meinem Abitur an der Oberrealschule Ingolstadt im Jahre 1930 beschloß ich, mich in Pasing zum Volksschullehrer ausbilden zu lassen. Bei der Abschlußprüfung, 1932, zog ich das Los „Evangelische Religionsleh-

re“. Ich freute mich darauf, denn eine biblische Geschichte fachgerecht darzustellen, lag mir besonders gut. Doch da schoß mein Professor, der Stadtpfarrer von Pasing, quer: es gebe Schwierigkeiten, die leicht aus dem Weg geräumt werden könnten, wenn ich mit dem Kandidaten für weltliche Geschichte tauschte. Ohne nach den Gründen zu fragen, ging ich auf den Vorschlag ein, und das sollte mir später teuer zu stehen kommen.

Während meiner Schulamtsanwärterzeit erhielt ich bald eine Aushilfe an einer katholischen Bekenntnisschule angeboten. Ich wunderte mich nicht lange, sondern griff zu. Sehr ärgerlich aber reagierte nach Wochen der Schulrat: „Warum sagten Sie mir nicht, daß die Mennoniten evangelisch sind?“ Er hatte von der Regierung einen Rüffel erhalten, und ich war meine Aushilfe los. So wenig kannte man damals die Mennoniten.

1935 sollte ich endlich eine längere Vertretung an der evangelischen Bekenntnisschule in dem Ingolstädter Vorort Spitalhof erhalten. Kaum hatte ich einen Tag unterrichtet, als ich zum Schulrat befohlen wurde. Der eröffnete mir, ich sei als Beihilfe nach München versetzt. Auf meine Frage nach dem plötzlichen Grund dieser Veränderung fertigte er mich patzig ab: „Sie haben nicht zu fragen, sondern zu gehorchen.“

Als Beihilfe war ich dem Rektor einer großen Schule unterstellt und hatte nur einzuspringen, wenn er aus dem Klassenzimmer geholt wurde, konnte also keinerlei nachhaltigen Einfluß auf die Schüler ausüben. Solche Überlegungen stellte ich aber erst nach Jahrzehnten an.

Beim Staatsexamen 1936 hieß es lapidar: „Meine Herren, strengen Sie sich an; denn so wie Sie heute abschneiden, werden Sie später angestellt.“ Ich schnitt sehr gut ab, aber ich wartete vergeblich darauf, eine Schulstelle zu bekommen.

Darum platzte ich eines Tages vor dem Regierungsschulrat mit der Frage heraus: „Warum werde ich nicht angestellt?“ — „Jahrgang?“ — „1936.“ Der Beamte holte einen dicken Wälzer aus dem Regal und begann von hinten zu blättern. „Von vorne stoßen Sie schneller auf meinen Namen,“ wagte ich einzuwenden. Er reagierte verwundert, und über meinem Beurteilungsbogen stand diagonal über die ganze Seite rot vermerkt „MENNONIT“. „Sie können in Bayern niemals als Lehrer angestellt werden, außer es gibt eine mennonitische Bekenntnisschule.“ Meinen Hinweis auf Kirchenrat Ringlers Versprechen tat er ab: „Haben Sie das schriftlich? Lassen Sie es sich vom Landeskirchenamt geben, wir brauchen es als Unterlage.“

Ich sprach sofort beim Landesbischof Meiser vor, landete aber beim Schulreferenten Lic. theol. Wilhelm Schmidt. Der gab mir den ausweichenden Be-

scheid, es erst beim Ministerium für Unterricht und Kultus zu versuchen. Ich hielt es für den Dienstweg und trabte los. Dort verwunderte man sich sehr über die Verzögerung meiner Anstellung, und nach einer Woche war ich Lehrer an der Tannenbergschule in München-Englschalking.

Nach Hochzeit, Krieg und Entnazifizierung — die Familie war inzwischen nach Kissing bei Augsburg umgezogen — meldete ich mich wieder zum Dienst, und zwar beim Landrat von Friedberg, er möchte mich in meine vorgesehene Klasse einweisen. „Was wollen Sie als Evangelischer im katholischen Kissing?“ Auch bei der Regierung von Schwaben wies man mich ab: „Als Mennoniten haben Sie im Nachkriegsbayern keine Chance, je angestellt zu werden.“ — „Aber ich habe doch die Berechtigung, an evangelischen Bekenntnisschulen zu unterrichten.“ — „Haben Sie das schriftlich?“ Ich mußte zugeben, daß ich ein solches Papier immer noch nicht in Händen hatte. Wieder einmal wurde ich zum Landeskirchenamt nach München geschickt.

Mein alter Bekannter, Lic. Schmidt, empfing mich: „Tut mir leid! Ich habe so viele evangelische Lehrer auf Eis liegen, was soll mir da ein Mennonit!“ Ich verwies auf meine Lehrerstellen in der Vorkriegszeit. „Da wurden Sie nicht an einer evangelischen Bekenntnisschule, sondern an Hitlers erster konfessionsloser Schule in München angestellt. Und daß Sie dort evangelischen Religionsunterricht gaben, tut nichts zur Sache.“ Damit stand ich auf der Straße.

Ich hatte ins wahre Gesicht der Landeskirche geschaut. Sie wollte den Mennoniten nicht haben. Vieles wurde mir jetzt klar. Darum durfte ich 1932 die Prüfungslektion aus der Biblischen Geschichte nicht halten. Darum wurde ich 1935 von der lutherischen Bekenntnisschule in Ingolstadt verwiesen. Darum wurde ich 1936 nicht termingemäß angestellt und 1937 ans Ministerium geschickt. Die Landeskirche wußte darum, daß Lehrer für die nationalsozialistische Gemeinschaftsschule gesucht wurden. Aber offen ins Gesicht sagte sie mir das nicht.

Jeglicher Hoffnung beraubt, begab ich mich nach Hause. Da erreichte mich ein Anruf von Michael Horsch, Hellmannsberg, ob ich nicht die im Raum Augsburg befindlichen Rußlandmennoniten aufsuchen könnte. Ich sollte für das Hilfswerk „Christenpflicht“ ausfindig machen, wie und womit es am besten Not lindern könnte. „Hast du überhaupt Zeit dazu? Du bist doch Lehrer.“ — „Mehr als mir lieb ist, die Landeskirche will mich, den Mennoniten, nicht anstellen.“ Umgehend schickte mich Onkel Horsch nach München zurück, ich solle dem Herrn Lic. Schmidt einen schönen Gruß von ihm bestellen, und wenn das nichts bewirke, fragen, woher die Landeskir-

che ihre Care-Pakete erhalte. Wider alle Vernunft befolgte ich seinen Rat und wurde, kaum betrat ich das Amtszimmer, prompt abgewiesen. Doch als der Name „Michael Horsch“ fiel, stutzte der gestrenge Herr. Er zog sich für eine kurze Zeit zurück und kam mit dem Papier meiner Anstellung an evangelischen Bekenntnisschulen in Bayern wieder. Ein Wunder war geschehen.

Onkel Horsch verteilte nämlich die von Amerika ans Hilfswerk gesandten Carepakete zu 95% an Katholiken und Protestanten. Die lutherische Landeskirche erhielt die wenigsten von eigenen Glaubensgenossen. Das mag den Ausschlag für meine Anstellung gegeben haben. Doch war die letzte Hürde noch nicht genommen.

Mein neuer Schulrat, Alexander Stüler von Nördlingen, erhob sofort Protest gegen den „Mennoniten“, obwohl er diese Glaubensgemeinschaft nicht kannte, und schickte mich zum Pfarrer von Heroldingen. „Wenn der mit Ihnen einverstanden ist, bin ich es auch, wenn nicht, können Sie gleich wieder Ihre Koffer packen.“ Mit ausgesprochener Herzlichkeit wurde ich von Pfarrer Friedrich Seidel empfangen. „Freuen Sie sich nicht zu früh, ich muß ihnen erst bekennen, daß ich Mennonit bin.“ — „Dann sind Sie mir erst recht willkommen.“ Ich fiel aus allen Wolken. Kein Protest? Keine Ablehnung?

Pfarrer Seidel hatte früher als Diasporapfarrer im niederbayerischen Pfarrkirchen in seinem Gemeindebereich eine Mennonitenfamilie gehabt, die nicht nur fleißig seine Gottesdienste besucht hatte, sondern ihm in allen sonstigen Angelegenheiten eine große Hilfe war. „Das können nur die Muselmanns vom Prehof gewesen sein“, meinte ich. Die Überraschung war vollkommen und meine Anstellung gesichert.

Im Nachhinein kann ich es nur als großartige Fügung sehen. Die halbe Welt hat Gott gebraucht, um die sturen Bayern zu bewegen, einen Mennoniten als Volksschullehrer anzustellen: die Rußlandmennoniten waren der Anlaß, Michael Horsch aus Hellmannsberg der Motor, die Brüder aus Amerika die Helfer. Meinen Vetter vom Prehof (meine Mutter ist eine geborene Muselmann) als Wohltäter eines lutherischen Pfarrers ließ ER schließlich das Tüpfelchen auf das „i“ setzen. Ich durfte mit Paul Gerhardt sprechen: „Mit Sorgen und mit Grüben und mit selbsteigner Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten sein“.

Am 3. Mai 1948 hielt ich die erste Schulstunde als wohlbestallter Lehrer an evangelischen Bekenntnisschulen in Bayern, und das nach 16jährigem Kampf mit der Landeskirche. Sie mußte ihr Einlenken nicht bereuen. Ich diente ihr nicht nur ein Vierteljahrhundert als Lehrer, sondern noch wesent-

lich länger als Sänger und Dirigent des Kirchenchors, als Organist auf der Empore und Lektor auf der Kanzel.

Soweit der persönliche Bericht von Ernst Dettweiler. Die Geschichte mennonitischer Lehrer in Bayern ist damit noch nicht zu Ende geschrieben. In den 50er Jahren mußte Willy Loewen in Üttingen, Dekanat Würzburg, einen ähnlichen Kampf durchfechten, während man Herbert Dettweiler 1969 bei seiner Anstellung in Lehmingen bei Oettingen keine Steine mehr in den Weg legte. Allerdings gab es seit 1968 in Bayern keine Bekenntnisschulen mehr, sondern schon die „christliche Volksschule“.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Christian Hege, Art. Bildhausen, in: Mennonitisches Lexikon, Band I, 1913, S. 221 f. Staatsarchiv Würzburg: Regierung von Unterfranken 4038; Mainfränkisches Jahrbuch 1993, S. 179–192; Censusbuch für die Mennonitenschule in Bildhausen im Staatsarchiv Würzburg. Dieses Censusbuch verzeichnet alle Schüler mit Geburtsnamen und -ort.
- 2 Vgl. Christian Hege, Art. Maxweiler, in: Mennonitisches Lexikon, Band III, 1958, S. 63 f. und Ernst Correll, Art. Donaumoos, in Mennonitisches Lexikon, Band I, 1913, S. 459–461; Unterlagen im Staatsarchiv Augsburg zur Schulgründung in Maxweiler.